

#359 Interview: Katharina Struber und Ursula Witzany

#320 »Es gibt nicht so viele Orte, die nicht auf Konsum ausgerichtet sind«

#335 Zwei Künstlerinnen über Kirche, Kunst und Spiritualität

Die beiden Künstlerinnen gestalteten in Oberösterreich in der psychiatrischen Einrichtung Schlosshaus sowie in der Pfarre Braunau »Marien-Orte«.

Im Gespräch mit Maria Katharina Moser erzählen sie über praktische Anforderungen und kommunikative Herausforderungen, über das Verhältnis von Künstlerin und Kirche sowie von Kunst und Spiritualität.

Die Madonna in Schlosshaus

● *Maria K. Moser: Die erste Arbeit, in der ihr euch mit der Madonna auseinandergesetzt habt, steht in Schlosshaus. Könnt ihr zunächst das Projekt näher beschreiben?*

Katharina Struber: Im Zuge von Umbau- und Renovierungsarbeiten der psychiatrischen Langzeitanstalt Schlosshaus war die Madonna heimatlos geworden. Die kleine Grotte, in der sie stand, musste einem Anbau weichen. Auch wenn Schlosshaus nicht mehr von Ordensfrauen geführt, sondern staatlich übernommen worden ist, war der Anstaltsleiter der Meinung, die Madonna sei für die PatientInnen wichtig. Also sollte ein neuer Ort für die vorhandene Madonna oder für eine neu zu gestaltende Madonnenstatue gefunden werden.

Ursula Witzany: Die heimatlos gewordene Madonnen-Statue war an und für sich nichts Besonderes und auch nicht wertvoll: eine typische Lourdes-Madonna-Gipsstatue. Aber nachdem es geheißsen hatte, die Madonna sei den PatientInnen wichtig, wollten wir keine neue Statue machen, sondern mit dieser Madonna umgehen und ihr einen neuen Rahmen setzen.

Maria K. Moser: Und wie sieht dieser neue Rahmen aus?

Katharina Struber: Dazu muss man sagen, dass wir die Aufgabenstellung für uns etwas erweitert haben, und kurz den baulichen Rahmen von Schlosshaus erklären. Die Anstalt besteht aus drei Gebäuden, die in unterschiedlichen Zeiten um eine Art Hof herum gebaut wurden. Durch die unterschiedlichen Stile der verschiedenen Bauepochen sind die Gebäude total auseinander gefallen. Wir wollten sie architektonisch binden. Gleichzeitig fiel uns auf, dass der Ort im Laufe der Zeit immer mehr zugebaut worden ist – es hätte auch andere, offenere architektonische Lösungen beim Anbau gegeben. Diese Geschlossenheit des Hofes wollten wir aufbrechen. Das war die formale Herangehensweise. Die zweite Herangehensweise war das Thema: die Madonna und ihre Wichtigkeit und Bedeutung für die PatientInnen. Auf der thematischen bzw. der Be-

deutungsebene wollten wir die BewohnerInnen von Schlosshaus mit einbeziehen.

Ursula Witzany: Das Ganze sieht jetzt so aus: Wir haben die Grünfläche, die es vor bzw. zwischen den drei u-förmig angeordneten Gebäuden gegeben hat, neu gesetzt im Zusammenspiel mit einer neuen Asphaltierung. Sie wurde aus der Achse rausgeschoben und schräg zwischen die Gebäude gelegt, sodass der

»Die Gips-Madonna darf nicht nass werden.«

Eindruck entsteht, als würde sie über den engen Hof hinausgehen. Dadurch wurden die strenge Symmetrie und die Enge des Hofes aufgebrochen. Außerdem haben wir die Grünfläche als barockes Zitat – das Ursprungsgebäude ist barock – mit einem Ornament versehen. In diese Grünfläche haben wir den Madonnen-Ort hineingesetzt. Für diesen gab es noch eine praktische Vorgabe: Die Gips-Madonna darf nicht nass werden.

Als Bild haben wir uns für die Madonna im Rosengarten entschieden. Das Motiv der Rose findet sich auf der Statue selbst: die Lourdes-Madonna mit rosa Rosen auf den Füßen. Wir haben also einen Glaskörper von 3,5 mal 3,5 m gemacht und in die Grünfläche gesetzt. In der Mitte des Glaskörpers steht die Madonna und rund um sie herum wurden Rosen gepflanzt.

Integration der PatientInnen

- *Maria K. Moser: Ihr habt kurz erwähnt, dass euch auf der Bedeutungsebene die Integration der BewohnerInnen und PatientInnen in das Kunstwerk wichtig war. Wie habt ihr die hergestellt?*

Katharina Struber: Wir haben zwei Workshops veranstaltet, einen Workshop ausschließlich mit Frauen und einen Workshop mit Frauen und Männern. Bei diesen Workshops haben wir

»Zeichnungen und Texte zur Madonna«

die PatientInnen gebeten, Zeichnungen und Texte zur Madonna zu gestalten. Als Impuls von uns gab es dazu Bilder von Göttinnen, z.B. von der Venus von Willendorf oder von einer griechischen Schlangengöttin. Wir wollten mit diesen Bildern die Fixierung auf die Madonna aufbrechen und sie in eine Tradition weiblicher Gottheiten stellen. Die Göttinnen-Bilder wurden von den PatientInnen in Zeichnungen verarbeitet.

Die Texte drehen sich um Gedanken der BewohnerInnen zur Madonna. Wir haben sie einfach gefragt, was sie bei der Madonna dabeistehen haben wollen. Diese Texte haben zum Teil Gebetscharakter.

Die Zeichnungen und Texte der PatientInnen wurden mit Sandstrahltechnik auf die Glasscheiben appliziert. Das heißt, wenn man die Madonna im Glaskörper ansieht, sieht man sie durch die Zeichnungen von Göttinnen und durch die Texte der PatientInnen hindurch.

Was wir versucht haben, ist auch, der Madonna einen Rahmen oder Ort zu geben, den die Leute, wenn sie wollen, auch sozusagen als Kapelle benützen können. In den Glaskubus kann man hineingehen, die Madonna ist also zugänglich. Das heißt, wir wollten eine Lösung finden, die auch als Andachtsort funktioniert, aber nicht nur ein Andachtsort ist, der Charakter des Andachtsraums ist auch gebrochen. So ein Bruch zeigt sich im Kontrast zwischen dem sehr kühlen, reduzierten Baukörper aus Glas und Stahl und den schon fast kitschigen Rosen – und das alles überzogen mit einer feinen Schicht von

Geschichte zu Frauen-Gottheiten. Da verweben sich ganz viele Ebenen ineinander.

Maria K. Moser: Wie waren die Rückmeldungen auf euer Konzept, auch was die Beteiligung der PatientInnen betrifft?

Ursula Witzany: Als das Glas montiert wurde, waren wir nicht dabei. Am nächsten Tag hat mich der Bauleiter ganz aufgeregt angerufen und gefragt, ob wir wüssten, was auf den Glasplatten

»feine Schicht von Geschichte zu Frauen-Gottheiten«

drauf ist, das würde total arg und unprofessionell aussehen. Sie waren im ersten Moment geschockt, weil sie vergessen hatten, dass die eigenen BewohnerInnen die Texte und Zeichnungen gemacht hatten. Ich habe dann das Konzept noch einmal erklärt, habe erklärt, dass das die Texte und die Zeichnungen der BewohnerInnen sind und deren Bezug zur Madonna ausdrücken, und dann waren alle begeistert.

Katharina Struber: Ich habe auch die Rückmeldung einer Krankenschwester gehört. Sie hat gemeint, an der Schrift, die so groß aufgeblasen auf dem Glas ist, erkennt sie, von welchem Patienten das ist und hat dadurch einen Bezug dazu. Und das findet sie total schön. Alle Leute haben ihre Kunstwerke signiert, und das ist auch auf dem Glas drauf.

Multifunktionskirche Braunau

● *Maria K. Moser: Ihr habt noch einen zweiten Madonnen-Ort gestaltet im Rahmen eines größeren Projektes in Braunau. Könnt ihr dieses zweite Projekt etwas beschreiben?*

Ursula Witzany: Das war auch wieder ein geladener Wettbewerb, ausgeschrieben von der Diözese Linz. Monika Leisch-Kiesl hat das Pro-

jekt betreut. Es ging um die Gestaltung eines Kirchenraumes. Die Pfarre Braunau hatte einen Betonbau aus den 1970er-Jahren, in dem ursprünglich der Pfarrsaal war, renoviert. Im Zuge der Renovierungsarbeiten wurde beschlossen, den geplanten Kirchenneubau ausfallen zu lassen und diesen Bau zu einem Multifunktionsbau umzugestalten. Als die Renovierung fast fertig war, wurde die künstlerische Gestaltung ausgeschrieben.

Katharina Struber: Bei diesem Projekt gab es ziemlich viele Auflagen. Es waren zwei Räume vorgegeben, der kleine sollte eine Werktagskapelle werden, der große als Kirchenraum und gleichzeitig Multifunktionsraum verwendbar sein. Das heißt, nichts sollte festgeschrieben sein

»nichts sollte festgeschrieben sein im Raum«

im Raum, das Kreuz z.B. sollte so ausgeführt sein, dass es nicht zu dominant ist und man es beim Pfarrfasching quasi verschwinden lassen kann.

Ursula Witzany: Nach der Renovierung musste man feststellen, dass man in diesem Raum keine Messe lesen kann, weil der Raum so hallt und man kein Wort verstehen kann. Es gab aber schon eine Lautsprecheranlage, alles war fertig. Also mussten wir auch die Akustik in unser Gestaltungskonzept mit einbeziehen.

Katharina Struber: Das heißt, man braucht Akustiksegel, die in einem bestimmten Bereich schallschluckend und in einem bestimmten Bereich schallreflektierend sind. Bei jedem Gestaltungselement muss man bedenken, welche Materialien man verwendet und ob die dem Akustikkonzept entsprechen. Auch die Beleuchtung hat es an und für sich schon gegeben.

Ursula Witzany: Das Problem mit der Beleuchtung war, dass sie ausgesehen hat wie in ei-

ner Fleischerhalle, mit Industrielampen, viel zu hell. Das war überhaupt nicht sinnlich, irrsinnig hart und lieblos.

Katharina Struber: Wo doch das Gebäude insgesamt schon die Ästhetik einer Turnhalle hatte und nicht wie ein spiritueller Raum ausgesehen hat. Wir mussten also den Raum ästhetisch so gestalten, dass er ein spiritueller Ort wird.

Maria K. Moser: Welche Gestaltungselemente machen eurer Meinung nach eine Turnhalle zu einem spirituellen Raum?

Ursula Witzany: Das Wichtigste diesbezüglich war das Beleuchtungskonzept. Der ganze Kirchenraum funktioniert jetzt mit indirekter Beleuchtung. Mit Licht kann man schnell und leicht Stimmung machen.

Katharina Struber: Insgesamt war also Folgendes zu gestalten: die zwei Räume – der Multifunktionsraum für Gottesdienst und für Veranstaltungen sowie die Werktagkapelle – mit Lichtkonzept, Akustikkonzept, Farbkonzept, Bestuhlung, Altar, Kreuz, Kreuzweg, Taufort und ein Marienort für das vorhandene Marienbild.

Für die Gesamtgestaltung haben wir nach einem Sinn gesucht und ihn in der Thematisierung des Stickens von Frauen gefunden. Sticken ist ein traditionelles Element in der Gestaltung

»Thematisierung des Stickens von Frauen«

von Kirchenräumen und eine Arbeit von namenlosen Frauen, von Kirchendienerinnen, die in der künstlerischen Betrachtung meist untergeht. Das Stickmotiv zieht sich durch die Gesamtgestaltung. Besonders zentral haben wir die Stickerei gesetzt bei der Integration des vorhandenen Marienbildes. Es war die Verbindungslinie von Marienbild und Frauenbild, die uns zum Thema Sticken gebracht hat.

Ursula Witzany: Das Marienbild haben wir stark betont, indem wir dem vorhandenen Bild einen neuen Rahmen gegeben haben. Das Marienbild ist ein Ölgemälde aus dem 18. Jahrhundert mit einem Format von 55 mal 75 cm. Wir haben das Bild aus seinem ursprünglichen Bilderrahmen herausgelöst und es in einen neuen

»wandfüllender Rahmen aus weißem Brokat«

Rahmen in die Wand zwischen Hauptkirchenraum und Werktagkapelle gesetzt. Das heißt, wir haben die Wand zwischen den beiden Räumen durchbrochen. In diesem Durchbruch in der Wand ist das Marienbild eingelassen. In der Werktagkapelle kann man es von vorne sehen und im Hauptkirchenraum von hinten. Durch die Malerei auf der Jute kann man auf der Rückseite feine Linien sehen, die die Madonna nachzeichnen.

Diese Lösung kam dem Wunsch der Gemeinde entgegen, die in beiden Räumen einen Marienort haben wollte, was aber liturgisch nicht

»Die Frauen wollten keinen Text schreiben.«

möglich ist, weil es in einer Kirche nur einen Marienort geben darf. Jetzt gibt es also einen Marienort, der von zwei Seiten zugänglich ist. In der Werktagkapelle ist das Marienbild besonders prominent, weil wir es in einen wandfüllenden Rahmen aus weißem Brokat mit Silberstickerei gesetzt haben.

Katharina Struber: Bei der Gestaltung des Rahmens für das Bild wollten wir besonders die Frauen der Pfarre mit einbeziehen. Auf den Brokatrahmen sind flächendeckend über die ganze Breite Texte gestickt. Die ursprüngliche Idee war, dass die Frauen aus der Gemeinde diese Texte

selbst verfassen sollten. Wir wollten in und mit diesen Texten die Rolle von Frauen in der Kirche thematisieren.

Aber diese Idee hat sich im Laufe der Gespräche und Auseinandersetzungen gewandelt. Die Frauen wollten keinen Text schreiben, sie haben sich das irgendwie nicht zugetraut. Sie haben auch argumentiert, dass es die Stickerei länger geben würde als sie selbst. Sie wollten sich quasi nicht selber verewigen. Also wurde die Idee entwickelt, Texte von Theologinnen zu Maria in den Rahmen zu sticken.

Hildegard von Bingen

Maria ist Abschluss und Höhepunkt der Propheten
Ärztin und Arznei – Mutter der heiligen Heilkraft Christi
die weibliche Gestalt der Schönheit des Allerhöchsten

Dorothee Sölle

Maria funktioniert im Interesse religiös verklärter Unterwerfung, aber auch im Interesse von Trost, Schutz und Rettung der Opfer. Maria ist submissiv, ist unterwürfig. Aber sie ist auch subversiv ... Sie zersetzt die Macht der Herrschenden. Maria ist eine Sympathisantin.

Im Zuge der gemeinsamen Textauswahl gab es einige Debatten. Die Frauen aus der Gemeinde waren nicht mit allen Texten einverstanden. Es gab z.B. einen Text, in dem es darum ging, dass nicht so wichtig ist, ob Maria Jungfrau ist oder nicht, sondern dass es darum geht, dass Maria eine eigenständige Frau war, die sich nicht auf Männer bezieht. Diesen Text hätten wir gerne verwendet, die Frauen aus der Gemeinde wollten ihn aber nicht. Wir haben ihn letztendlich weggelassen. Es gab einen Punkt, an dem hätten die Texte sehr konservativ werden kön-

nen, was die Frage der Position von Frauen in der Kirche betrifft. Da konnten wir als Künstlerinnen nicht mehr dahinter stehen.

So schwierig die Textauswahl auch war, ich denke der Gesamtprozess war gut, weil er Auseinandersetzungen angestoßen hat. Wir haben z.B. gesagt, wir wollen die Textauswahl ausschließlich mit den Frauen machen, und dann hat es eine Diskussion darüber gegeben, warum die Männer da nicht dabei sein sollen oder können. Oder die Auseinandersetzung darüber, welche Texte warum und welche warum nicht. Sich auf so einen Beteiligungsprozess einzulassen, ist

»sich auf so einen

Beteiligungsprozess einlassen«

etwas völlig anderes, als als Künstlerinnen ein Marienbild zu gestalten. Das hängt dann einfach sozusagen mit der Autorität eines Kunstwerks da. Durch die Diskursivität in der Herangehensweise hat sich eine Dynamik entwickelt, in der sich die Frauen einerseits nicht selbst verewigen wollten, andererseits aber auch nicht wollten, dass wir als Künstlerinnen zu viel vorkommen mit unseren Ansprüchen.

Ursula Witzany: Um noch einmal auf die Stickerei als Gestaltungsmoment zurückzukommen: Wir haben auch bei der Gestaltung des Kreuzweges im großen Raum Stickereien eingesetzt. Die Rückseite des Raumes haben wir – was auch im Zusammenhang mit dem Akustikkonzept stand – mit einem rot-braunen Brokat verkleidet, in den die Nummern der Kreuzwegstationen eingestickt wurden. In den Boden davor wurden dann noch jeweils kleine Edelstahlkreuze eingelassen. Also eine sehr schlichte Lösung für den Kreuzweg, auch aus Rücksicht auf den Multifunktionscharakter des Raumes.

Gestickt wurde auch das Altarkreuz. Auf einem Altar liegt oder steht ja immer ein kleines

Kreuz, in diesem Fall eben gestickt und in den Altartisch eingelassen. Das Kreuz hat die Form des Grundrisses der Franziskuskirche in Assisi – die Kirche in Braunau ist auch dem hl. Franziskus geweiht. Der Grundriss der Franziskuskirche wiederholt sich im Kreuz an der Wand. Er ist auf eine Glasplatte appliziert, die beleuchtet werden kann. Wenn das Licht an ist, ist das Kreuz sehr präsent im Raum. Wenn das Licht abgedreht ist, tritt das Kreuz eher in den Hintergrund, wie das für Gelegenheiten wie den Pfarrfasching verlangt war.

Maria K. Moser: War die Gemeinde bei diesen Gestaltungselementen auch eingebunden?

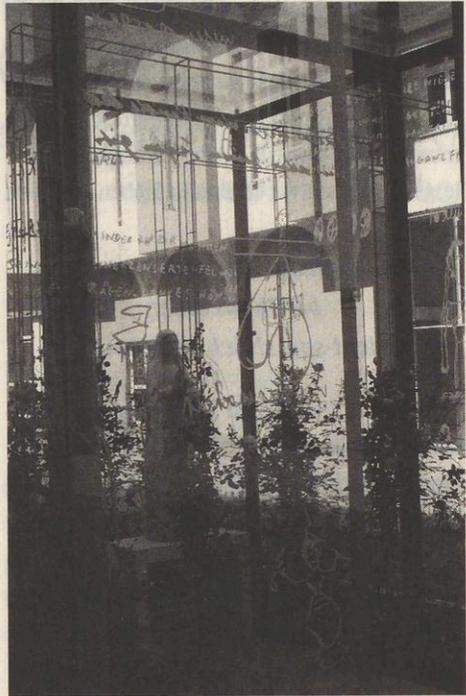
Ursula Witzany: Ja, die Gemeinde war in die Gesamtgestaltung eingebunden. Das ist sehr wichtig, schließlich ist es ihr Kirchenraum und sie müssen sich drinnen wohl fühlen. Allerdings ist es bei der baulich-ästhetischen Gestaltung immer eine schwierige Frage, wo die Mitbestimmung aufhört. Die Diskussionen gehen da oft in jedes Kanten-Detail. Und Mitbestimmung braucht auch klare Entscheidungsstrukturen, die es in diesem Fall nicht gegeben hat. Es sind immer wieder Entschlüsse, die vom Gestaltungsausschuss getroffen wurden, von anderen wieder in Frage gestellt worden. Das bedeutet viel reden, viel diskutieren und einen hohen Zeitaufwand.

Maria K. Moser: Und geht es auch an die eigene Kompetenz als Künstlerin?

Katharina Struber: Ja. Man hat das sechs Jahre lang studiert und arbeitet lang in dem Bereich, aber jeder glaubt, dass er mitreden kann. Da geht's total an deine Kompetenz als Künstlerin.

Ein »anderer« Raum

- *Maria K. Moser: Was waren für euch die größten Herausforderungen bei den Projekten?*



Marienkapelle Schlosshaus

Foto: Stuber/Witzany

Katharina Struber: In Schlosshaus war das die Frage: Wie gehst du mit einer Madonnen-Skulptur um, die total kitschig ist und kaputt? Wie kann man dieser Statue einerseits einen Mehrwert geben und sie andererseits in Bezug zu den PatientInnen stellen? In Braunau war die eigene Positionierung als Frau in der Kirche und unsere eigene Haltung zur Kirche eine Herausforderung. Wie kann diese Frage bei der Raumgestaltung thematisiert werden, sodass wir als Künstlerinnen nicht nur Farben und Licht aussuchen, sondern auch inhaltlich unsere Spuren hinterlassen?

Maria K. Moser: Nun sind eine psychiatrische Langzeitanstalt und eine Pfarrkirche sehr verschiedene Orte. Wie haben sich die verschiedenen Orte auf eure Arbeit und euren Umgang mit der Madonna ausgewirkt?

Katharina Struber: In der psychiatrischen Langzeitanstalt war der Umgang mit der Aufga-

benstellung spielerischer. Das liegt einerseits daran, dass es nicht um die Gestaltung eines Kirchenraumes ging, dass wir also keine liturgischen Konzepte und Vorschriften berücksichtigen mussten. Andererseits hat der Umstand eine Rolle gespielt, dass wir in Braunau eben in einem

»Spiritualität und Kunst
berühren einen
nicht-sprachlichen Raum.«

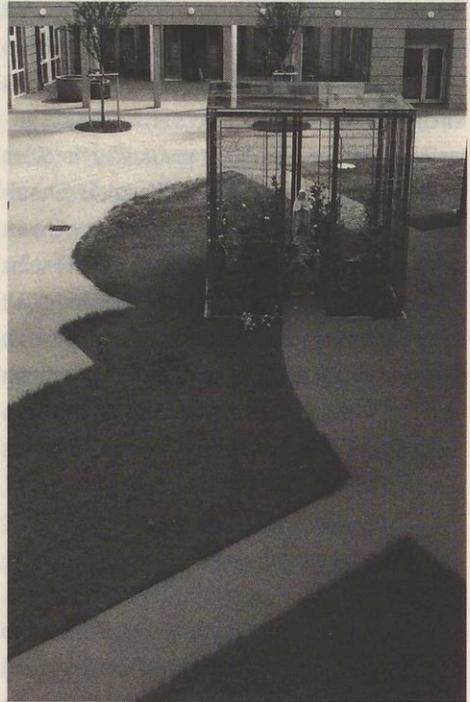
kirchlich-institutionellen Rahmen gearbeitet haben. In Schlosshaus haben wir keinen Sakralraum gemacht, sondern die Madonna in einen Rosengarten gestellt. Allerdings bezeichnen viele Leute den Glaskubus als Kapelle. Wir haben sozusagen ein bisschen unabsichtlich eine Kapelle gebaut.

Maria K. Moser: Wie seht ihr als Künstlerinnen den Zusammenhang von Kunst und Kirche? Was hat es für euch bedeutet, in einem kirchlichen bzw. religiösen Rahmen Kunst zu machen?

Ursula Witzany: Das hat zunächst einmal eine pragmatische Seite. Die beiden Arbeiten waren Auftragsarbeiten. Unsere Arbeit war sozusagen eine künstlerische Dienstleistung, bei der es darum ging, mit den Wünschen und Bedürfnissen der AuftraggeberInnen umzugehen.

Katharina Struber: Für mich war es sehr schön, eine Arbeit in einem spirituellen Rahmen zu machen. Es gibt nicht so viele Orte, die nicht auf Konsum ausgerichtet sind, mit denen man sich beschäftigen kann.

Ursula Witzany: Ja, einen spirituellen Raum zu schaffen, einen Raum zu schaffen, er einfach anders ist, wo du in eine andere Welt kommst,



Marienkapelle Schlosshaus

Foto: Stuber/Witzany

wenn du den Raum betrittst, das kann man sonst fast nicht machen.

Katharina Struber: Wobei ich mir denke, viele Verkaufsräume und Designerboutiquen schauen auch schon aus wie ein spiritueller Raum. Und der Verkaufstisch gleicht schon einem Altar.

Maria K. Moser: Welche künstlerischen Gestaltungselemente machen einen Raum zu einem spirituellen Raum?

Katharina Struber: Formale Erhabenheit. Ich sehe auch eine Verbindung zwischen Spiritualität und Kunst. Beide berühren einen nicht-sprachlichen Raum. Dieser außersprachliche Bereich hat große Bedeutung für mich in der Entwicklung meiner Arbeiten.